

Sex und Handfeuerwaffen

Zwei Romane von William Burroughs

„Der Rezensent kann einem Buch etwas Unvergleichliches andichten, indem er es, ohne nähere Begründung, als unbedeutend hinstellt und sorgfältig jedes klare Bild vermeidet, das die Aufmerksamkeit des Lesers erregen könnte.“ Der vierundsiebzigjährige William Burroughs legt diesen Satz dem Helden seines jüngsten Romans in den Mund, einem Schriftsteller, der seit vierzig Jahren nichts mehr veröffentlicht hat, weil es ihn anekelt, seine Worte auf einem Blatt Papier zu lesen, und weil er eine unbezähmbare Wut auf Kritiker hat.

Um die Aufmerksamkeit der Leser auf Burroughs „Western Lands“ zu lenken, sei also versucht, ein klares Bild von diesem Buch zu geben – einem der unklarsten Romane, die man sich vorstellen kann. Einer Grundidee am nächsten kommt noch die ägyptische Lehre von den sieben Seelen, in die sich die des Menschen nach seinem Tode spaltet. Norman Mailer hatte in den „Frühen Nächten“ ausgiebig davon Gebrauch gemacht, und Burroughs durchsetzt nun Mailers ägyptologische Exkurse mit seinen eigenen Lieblingsthemen: pervertiertem Sex, Fäulnis und Handfeuerwaffen. Er ist besessen von Tod und Spaltung, und fragmentiert, gespalten, zerrissen sind auch die Episoden dieses Buches.

Zeitlich reichen sie von den Pharaonen bis zu den „Medizinischen Aufständen von 1999“, lose um einen ägyptischen Schreiber kreisend, der in einem alten Papyrus das Geheimnis der „Western Lands“ entdeckt hat. Androgyne Männer brechen zu einer phantastischen Zeit-Reise auf und erleben ausgesprochen Widerwärtiges. Auf einer Karibik-Insel werden sie von fliegenden Tausendfüßlern attackiert: „Ein nackter Mann krallt sich die Finger ins Fleisch und brüllt, während ihm Tausendfüßlerköpfe durch die Haut brechen und Blut und Eiter spritzt. Der Mann kickt krampfhaft mit den Beinen, als ein Tausendfüßlerkopf durch die Eichel seines Penis bricht. Ein weiterer frißt sich durch eine Augenhöhle heraus. Wilson tötet den Mann mit einem Einzelschuß aus seiner Heckler & Koch P-7.“

Dies ist ein typisches Burroughs-Zitat, das ein klares Bild vermittelt von dem, was diesen Schriftsteller fasziniert: Tod als der letzte Orgasmus, Kadaver, Exkrement. Während der Autor sich immer wieder in die Geschichte seines ägyptischen Kollegen einschaltet und Querverbindungen zu den Klassikern der Weltliteratur herzustellen versucht, häufen sich rings die Verstümmelungen, stinkt die Mischung aus Sex und Verwesung buchstäblich zum Himmel und weicht nicht nur die Substanz des Romans, sondern auch die Widerstandskraft der Leser auf, so daß am Ende selbst Hartgesottene zugeben werden: Sadiasmus in dieser Häufung wirkt monoton und die Ausmalung unattraktiver Arten des Sterbens nur noch langweilig. Man muß nicht wie Edith Sitwell reagieren, die über Burroughs gesagt hat: „Ich habe etwas gegen Leute, die mich mit der Nase an ihre Klobrille nageln wollen“, aber laue Reaktionen sind hier nicht möglich. Empfindliche Leser (Philister?) werden ihn nicht mit spitzen Fingern beiseite legen, sondern mit Wucht in die Ecke werfen.

Daß William Burroughs aber durchaus mehr als nur ein ekelregender Schriftsteller, sondern ein soziologisches Phänomen, daß er die amerikanische Literatur um die makabre Vision einer Zivilisationslandschaft der Endzeit bereichert hat, bezeugt die große Burroughs-Ausgabe bei Zweitausendeins, deren vierter Band, wiederum in der Übersetzung von Carl Weissner, den „Exterminator“ und das Drehbuch „Die letzten Worte des Dutch Schultz“ enthält. Der Autor hat eine Zeitlang als Kammerjäger (*exterminator*) gearbeitet. Er sieht sich als ein Schriftsteller, dessen Metier eine Spielart der Aggression ist, der seine Figuren gleichsam mit der Giftspritze ausrötet und ihre Welt zerstört.

Abgeschwächt wird dieser Vorgang

durch die Film-Metaphorik; es scheint, als handle es sich bei den meisten Episoden um Ausschnitte aus einem Kino-Streifen. Eine Art zusätzlichen Rahmen bildet die „Autobiographie eines Wolfes“: Phantasien eines Kindes, das kein Mensch sein will. Die alten Burroughs-Motive tauchen wieder auf – Comic-strip-Ungeheuer, gräßliche Metamorphosen und Degenerationsstufen des Menschen, Animalisches, Kloaken. Unüberschaubar sind die Anleihen bei Western- und Horrorgeschichten, Science-fiction – und in den „Letzten Worten des Dutch Schultz“ natürlich bei den Schnitt- und Montage-Möglichkeiten des Films; die hier abgedruckte „ausgearbeitete Fassung“ des Drehbuchs über Leben und Sterben eines Gangsterbosses verwendet sperrige Bild- und Assoziationsblöcke – eine mühsame, wenig ergiebige Lektüre.

Aus Schlesiens letzten Jahren

Hans Bernhard Graf von Schweinitz' Roman „Der Kiefernkranich“

Wenn Autobiographisches allzu bedrängend wird, schaffen distanzierende Vorbemerkungen Abhilfe: „Das Geschichtliche stimmt, die Orte sind echt, die Personen sind erfunden. Nichts ist so geschehen, wie ich es erzähle. Aber ich gäbe etwas darum, wenn es so auch niemals hätte geschehen können.“

So steht es am Anfang des Romans „Der Kiefernkranich“, der auch als Versuch gelesen werden kann, Antwort zu geben auf die Frage: Wie hat es geschehen können? Der Buchumschlag zeigt einen Hitlerjungen im Wald, den Blick fest in eine große Zukunft gerichtet. Aber wir wissen ja nun, dieser Junge mit dem stolz erhobenen Kopf soll nicht der Autor in jungen Jahren sein, allenfalls sein Doppelgänger, Führer, Widersacher und Freund Ninni von Abschatz. Dagegen sind die Gemeinsamkeiten des Ich-Erzählers Günter Kupsch, der vorgibt, Sohn eines Maschinenmeisters im niederschlesischen Parchwitz zu sein, mit dem Grafen Hans Bernhard Schweinitz, der hier seinen Romanerstling vorlegt, beträchtlich. Sie reichen sogar bis in die Gegenwart: Beide sind sie in einem Bonner Ministerium „mit Fragen der Informationspolitik“ beschäftigt.

Der Held des „Kiefernkranich“, dieser Ninni von Abschatz, ist jedenfalls eine Kunstfigur. Ihn trifft beim Einmarsch der Russen im unheimlichen Waldstück mit dem seltsamen Namen eine tödliche Kugel. Doch wenn seinen gleichaltrigen Freund Günter heute zu später Stunde Erinnerungen an die Geschichte Schlesiens und an die gemeinsame Jugend überfallen, sitzt er wie selbstverständlich auf dem geretteten Empiresessel, der ihm einst gehörte, und beteiligt sich an der Vergangenheitsbeschwörung. Ninnis Geisterstimme versucht noch immer das deutschnationale Vätererbe mit dem braunen Geist zu vereinen, er redet von höchsten Idealen, die pathetischen Verse von Hans Baumann fallen ihm ein, Lagerfeuer, Mutproben und Heldenwahn. Und während der skeptische Freund Günter schon damals den heroischen Parolen mißtraute, verteidigt sich der tote Ninni auch heute noch: er habe „dem Volk die Sterne gezeigt“.

Idealisten von einst und Idealisten von heute, der Chronist Günter – und hier ist er wohl ohne Zweifel identisch mit dem Grafen Schweinitz – hält sie für überaus gefährlich: „fanatisch“, seien sie, „taub für andere Meinungen und sofort mobilisierbar, wenn man nur das passende Zauberwort kennt. Wo andere abwägen, haben sie ein Dogma“. Er, das gebrannte Kind, will aufpassen und warnen, daß die „Regisseure der geheimen Ängste, des schwelenden Unbehagens der halbgenen Erwartungen“ nicht wieder Boden ge-

Der Eindruck drängt sich auf – und wenn er stimmt, stünde es um den Schriftsteller Burroughs nicht gut –, daß die Zusammenhanglosigkeit dieser Texte nicht künstlerische Absicht (wie etwa bei den Surrealisten), sondern echt, das heißt unfreiwillig ist. „Ich bringe zu Papier, was meine Sinne im Augenblick des Schreibens wahrnehmen“, hat er in „Naked Lunch“ gesagt, „ich maße mir nicht an, dem Leser eine Story, eine Handlung, eine Kontinuität aufzunötigen.“

Der Verzicht auf Anmaßung, so sympathisch er ist, ist aber zugleich ein Verzicht auf Originalität, auf jene intellektuelle Anstrengung, die dazu nötig ist, um Konventionen nicht bloß zu zerschlagen, sondern ihre Aussagekraft zu erweitern.

HELMUT WINTER

William Burroughs: „Western Lands“. Aus dem Amerikanischen übersetzt und mit einem Nachwort von Carl Weissner. Limes Verlag, Frankfurt am Main/Berlin 1988. 311 S., geb., 34,- DM.

William Burroughs: „Exterminator. Die letzten Worte des Dutch Schultz.“ Herausgegeben und übersetzt von Carl Weissner. Zweitausendeins Versand, Frankfurt am Main 1987. 307 S., geb., 22,- DM.

winnen. Das ist die Botschaft dieses Buches.

So leitartikelhaft wird sie jedoch nur auf den ersten Seiten verkündet, dann fließt der Erzählstrom. Eine Jugend im ländlichen Schlesien wird lebendig, überschattet vom Krieg und von den zunehmenden Eingriffen der nationalsozialistischen Machthaber. Aus der Perspektive von heute sind viele Bilder entrückt, durch ironische Filter gradezu verfremdet. Doch dann bricht immer wieder die historische Wirklichkeit herein, und es entstehen Zeugnisse der Vergangenheit von beklemmender Wahrheit. Wie der bewunderte und geliebte Lehrer Ossig wegen seiner jüdischen Großmutter in den Selbstmord getrieben wird, wie die Mitläufer allmählich zu Mittätern werden, wie der stumme Widerstand einer rechtschaffen und unbeirrt gläubigen Familie schließlich zur Isolierung führt.

Was haben Siebzehnjährige damals begriffen? Die Frage, wie es geschehen konnte, ist schwer zu beantworten. Auch Hans Bernhard Schweinitz ist das nicht gelungen, er hat es auf seine Weise versucht, als Zeitzeuge, als einer, der seine Heimat verloren hat, als einer, der warnen will, indem er die Vergangenheit beschwört.

MARIA FRISÉ

Hans Bernhard Graf von Schweinitz. „Der Kiefernkranich“. Ein Roman aus Schlesiens letzten Jahren. Verlag von dem Knesebeck und Schuler, München 1988. 439 S., geb., 39,80 DM.

Theater der Hoffnung

Walter Hinck, ständiger Mitarbeiter im Literaturteil dieser Zeitung, hat einen Essayband zum „Theater der Hoffnung“ veröffentlicht. In seinem Vorwort umreißt er knapp das Thema seines Buches: „Gegen die Affekte ‚Furcht und Mitleid‘ der aristotelischen Tragödienlehre haben Ernst Bloch und Bertolt Brecht die Begriffe ‚Trotz und Hoffnung‘ beziehungsweise ‚Wißbegierde und Hilfsbereitschaft‘ gestellt. In freier Anlehnung an diese Alternativen wird hier unter ‚Theater der Hoffnung‘ jene Dramaturgie verstanden, in der die Aufhebung der (tragischen) Determination von Abläufen, also die Vermeidung der Tragödie gelingt, wobei Hoffnung freigesetzt wird und mit ihr ein ‚wirkender Anteil Zukunft‘ (Bloch), der meistens zugleich ein tätiger Anteil Aufklärung ist.“ Walter Hinck befaßt sich in seiner Studie vor allem mit ausgewählten Dramen von Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Büchner, Georg Kaiser, Brecht und Rolf Hochhuth. (Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1988. st 1495. 215 S., br., 14,- DM.)

F.A.Z.